

SABINE
WASSERMANN

DIE TEUFELS MALERIN

HISTORISCHER ROMAN



EDEL
ELEMENTS

Sinne. Ich werde mich beeilen. Gebt mir nur einen der Büttel mit, damit er mir den Weg zeigt.»

Belsenius schnaufte laut, nickte und entließ ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. Verwundert sah Henrietta zu, wie Hartenberg das Gemälde unter den Arm nahm. Was hatte er damit vor?

Thomas Hartenberg hatte noch nie eine Hexe gesehen. Sein Heimatdorf war gottlob nie von Hexen heimgesucht worden. Oft waren es alte oder aber junge und schöne Frauen, so sagte man. Henrietta Güntelein war in der Tat jung und hübsch, aber um wirklich schön zu sein, war sie zu mager. Offenbar brachte ihr der vermeintliche Pakt mit dem Teufel nicht genügend ein, um eine ansehnliche Speckschicht anzusetzen, die Frauen erst schön machte.

Aber ihr Profil würde er so schnell nicht vergessen. Kaum hatte er sie auf dem schäbigen Hocker erblickt, das Kleid an die Brust gepresst und den Körper gekrümmt, hatte er ein fiktives Gemälde ersonnen, vielleicht die *büßende Magdalena*. War sie wirklich vom Teufel besessen? Er mochte es nicht glauben, und auch wenn ihm die Frau fremd war, wollte er wenigstens versuchen, einen Beweis für ihre Unschuld zu finden.

Das Haus des Malers Johannes Güntelein befand sich an einem weitläufigen Brunnenplatz, auf dem eine schneebedeckte Eiche stand. Direkt daneben mündete eine schmale Gasse in den Platz, und hier, im Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe, ragte eine schmiedeeiserne Strebe über einem Hoftor in die Gasse. An den Haken, die wohl ursprünglich für ein Gaststättenschild angebracht worden waren, hingen Tannenzweige. Offenbar hatte der Maler vor Kriegsausbruch gut verdient, sonst hätte er sich solch ein Haus nicht leisten können.

Der Büttel schlug den bronzenen Türschlegel. Kurz darauf öffnete sich ein Fenster schräg über ihnen, und eine Magd mit strähnigem Haar sah hinaus.

«Wir kommen wegen Henrietta Güntelein», sagte Thomas Hartenberg. Ein Schreck durchfuhr die Magd, sie nickte heftig, bevor sie die Fensterläden wieder zuzog. Kurz darauf waren Schritte und das Klappern des Torschlüssels zu hören.

Die Magd ließ sie hinein, schob hinter ihnen den Riegel zu und bekreuzigte sich.

«Der Heiland möge ihr helfen», murmelte sie mit gesenktem Blick. Dann fragte sie: «Wie geht es ihr?» und sah Hartenberg unverwandt an.

Thomas zögerte. «Das weiß ich nicht, ich habe sie nur kurz gesehen.»

«Sie ist unschuldig! Was wollt Ihr hier? Das Bild zurückbringen?»

«Ich möchte die Werkstatt sehen. Wenn sie wirklich unschuldig ist, werde ich, so Gott will, den Beweis finden.»

Die Magd, eine kleine Person und etwas fülliger als ihre Herrin, musterte ihn vom breitrempigen Hut bis zu den Stiefeln, nickte und schritt voraus. Thomas folgte ihr, ebenso der Büttel. Er sah sich aufmerksam nach Hinweisen auf ein Teufelswesen um. Der Hof war klein und von einem innenliegenden Söller beschattet. Dem Tor gegenüber befand sich eine Wandnische mit einem halbhohen Türchen davor, offenbar der Abtritt. In den Ecken lagen Reste von alten Schwalbennestern; vielleicht hatte der Büttel sie bei seinem

ersten Besuch von den Wänden gekratzt, um zu prüfen, ob sich auch ja kein Dämon darin verbarg. Die Magd öffnete eine Seitentür, nahm eine Lampe vom Haken und marschierte einen schmalen Flur entlang, der in einer Tür mündete, die vermutlich zum ehemaligen Schankraum führte. Linker Hand wand sich eine Stiege hinauf, die sie mit gerafftem Rock hochstapfte. Im ersten Stock befanden sich die Wohnstube und zwei kleine Kammern, wie sie ihm erklärte. Sie gingen weiter in den zweiten Stock, wo sie unter der Schürze ihren Schlüssel hervorkramte.

Sie öffnete die rechte Tür und trat zur Seite, um die Männer hineinzulassen. Sofort strömte Thomas der wohlbekanntes Duft nach Farben und Ölen entgegen. Die Fenster gingen nach Westen hin, der Staub tanzte in den milchigen Strahlen der winterlichen Nachmittagssonne. War schon so viel Zeit vergangen? Wenn das Urteil heute noch fallen sollte, musste er sich beeilen. Die Werkstatt war größer, als er vermutet hatte, aber trotzdem noch klein. Zehn Schritte in der Länge, fünf in der Breite, an den Wänden standen Tischchen, Hocker, Keilrahmenleisten und Regale, in denen Töpfe, Tiegel, Brettchen, Lappen und andere Dinge lagerten. Auf jemanden, der mit dem Malerhandwerk nicht vertraut war, musste dies alles befremdlich wirken, aber Thomas fühlte sich, anders als im Hause Scherers, an seine eigene Werkstatt erinnert.

Am anderen Ende des Raumes stand ein großes Gemälde. Thomas schätzte seine Höhe auf etwa acht Fuß, die Breite auf zehn, vielleicht zwölf. Er hatte nur wenige Gemälde gesehen, die größer waren, und das war in Kirchen gewesen. Ein dunkles Tuch aus feingewebtem, sauberem Leinen schützte die Leinwand vor Staub. An den Seiten war es mit Bändern befestigt. Es sah nicht so aus, als sei in letzter Zeit an diesem Bild gearbeitet worden. Vielleicht war es auch längst vollendet.

Der Büttel deutete auf eine kleinere Staffelei, die seitlich vor dem Gemälde stand.

«Darauf war das Bild, das Ihr unterm Arm tragt», sagte er zu Thomas. «Ich habe es mitgenommen, weil die Frau sagte, sie habe daran gemalt. Ansonsten habe ich hier schon alles abgesucht. Aber der Teufel hat sich unsichtbar gemacht. Oder er verbirgt sich hinter einem losen Brett. Da hilft nur ein Geständnis.»

«Wenn hier ein Teufel ist, werden wir ihn schon finden», sagte Thomas. Der Gedanke, dass Henrietta Güntelein mit diesen scheußlichen Marterinstrumenten weiter gequält werden würde, jagte ihm unwillkürlich einen Schauer über den Rücken. «Sollten wir nichts finden, dann gibt es vermutlich auch nichts.»

Das würde das Gericht jedoch nicht glauben. Er stellte das Porträt der Beckerin ab, schritt langsam durch den Raum und musterte die Balkenverstrebenungen, Putzfüllungen und den Dielenboden. Er klopfte die Balken ab, trat kräftig auf lose wirkende Dielen und schob Kästen und Regale beiseite, um dahinter zu schauen.

«Nur Spinnen und Staubflocken», murmelte er und kam an eine unscheinbare Tür in der Wand gegenüber dem verhangenen Gemälde. Es handelte sich offenbar um einen Durchgang zur mittleren Kammer. «Was ist dort?»

«Die Schlafkammer des Hausherrn», sagte die Magd und hob warnend die Hände, damit er nicht an der Klinke rüttelte. «Er ist krank.»

Thomas warf dem Büttel einen fragenden Blick zu, doch der zuckte nur die Achseln. Offenbar hatte niemand überprüft, was sich hinter dieser Tür verbarg.

«Woran leidet er?»

«An Morbus gallicus. Syphilis nennt man's auch.»

Die Franzosenkrankheit. Ihm fielen die Worte der Schererin ein, die einen Maler erwähnt hatte, der nicht vor den Schweden geflohen war. Nun wusste er, wo er war. Und der Zeuge, so hatte es in der Akte gestanden, war der Apotheker gewesen, der ihn behandelt hatte.

Thomas drehte sich um. Wenn der Apotheker wahrhaftig einen Teufelsdämon gesehen hatte, dann von dieser Tür aus.

Da war das große Gemälde, das unter dem dunklen Tuch mit der Wand dahinter zu verschmelzen schien. Da war die kleine Staffelei, davor ein Hocker und ein Malstock auf dem Boden. Da war ein schulterhoher, schmiedeeiserner Ständer, auf dem mehrere halb abgebrannte Kerzen standen, offenbar die Lichtquelle, die zum Malen diente.

«Wer zum Teufel seid Ihr?», donnerte es plötzlich hinter ihm.

Thomas machte unwillkürlich einen Satz nach vorne, bevor er sich umdrehte. Kein Dämon hätte markerschütternder schreien können. Ein Mann stand in der Tür, hager und gebeugt, das Gesicht voller rötlicher Pusteln. Das bodenlange Unterhemd klebte ihm am verschwitzten Körper, er roch nach Schwefel. Es hieß, die Krankheit übertrage sich, wenn man in Kontakt mit den Körpersäften kam. Sicher war das jedoch nicht, vielleicht genügte auch das Einatmen der üblen Ausdünstungen.

«Herr, es sind welche vom Gericht», sagte die Magd.

«Schon wieder? Sind die es immer noch nicht leid, mich zu stören? Ich will schlafen. Hinaus!»

«Meister Güntelein, wir sind hier, um die Unschuld Eurer Tochter zu beweisen», begann Thomas, doch Güntelein fauchte ihn an, sodass er noch weiter zurückwich.

«Schwätzt keinen Unsinn. Als ob Euch daran gelegen wäre, wer immer Ihr seid! Büttelpack! Hinaus!»

«Aber ...»

«Hinaus! Der Teufel soll Euch holen!»

Güntelein schlug die Tür zu. Ein Schwall abgestandener, schweißdurchränkter Luft durchflutete den Raum.

«Geht», drängte die Magd. «Ihr verwirrt ihn nur.»

«Noch nicht.» Er wandte sich wieder der Staffelei zu. «Entzünde die Kerzen und schließ die Fensterläden.»

Sie gehorchte ihm. Thomas nahm das Porträt, stellte es auf die Staffelei und schräg davor den Kerzenständer. Er setzte sich auf den Hocker und betrachtete das Gemälde. Die Gattin des Tuchhändlers war eine hübsche junge Frau mit fast schwarzem Haar, das nur im Ansatz über der Stirn zu sehen war. Die Tatsache, dass nichts auf dem Gemälde vollendet war bis auf Gesicht, Hals und Hände, verlieh ihm etwas Eigentümliches. Es war, als schwebte die Dame im Nichts, wie ein *Memento mori*, eine Allegorie auf die Vergänglichkeit. Ihre vorgestreckte Hand schien etwas zu halten. Die Handfläche zeigte nach oben. Er kannte solche Bilder; würde die Hand nach unten weisen, als ruhe sie auf einem Gegenstand, so wäre dieser vielleicht ein Totenkopf. Doch sie hielt etwas fest, wovon nur grobe Umrisse zu sehen waren.

Was für eine talentierte Malerin, dachte Thomas.

Sein Blick folgte dem Kerzenlicht bis zum Tisch, auf dem grenzenloses Durcheinander herrschte. Zwischen Töpfen, Tiegeln, Krügen und Lumpen lag eine Palette mit angetrockneten Farbhäufchen. Gewöhnlich legte man sie nach der Arbeit in eine Schale mit Wasser, was hier nicht geschehen war und von der unfreiwilligen Unterbrechung der Arbeit zeugte.

Ocker, Umbra, Weiß, etwas Rot... Er betrachtete den Ton, der aus diesen Farben gemischt worden war, genauer. Es gab nur eine Stelle auf dem Gemälde, wo er sich exakt wiederfand. Ganz sicher, daran hatte Henrietta Güntelein gemalt – *begonnen* zu malen –, als der Apotheker sie beobachtet hatte. Und nun ahnte er auch, wo der Dämon zu finden war. Zielsicher hob er einen Lumpen an. Der Büttel stieß einen herzhaften Fluch aus.

Thomas legte den Finger auf den Mund. Um nichts in der Welt wollte er, dass sich die Tür zur Schlafkammer ein weiteres Mal öffnete. Schnell ließ er den Lumpen wieder fallen, packte den Dämon ein und ging mit seiner Beute zur Tür.

«Das Bild.» Er nickte dem Büttel zu, der es von der Staffelei nahm, in ein Tuch wickelte und sich unter den Arm klemmte. Die Magd ließ sie hinaus, sichtlich erleichtert, dass sie nun gingen.

Am Großen Turm stand eine Kutsche mit einem Wappenlöwen auf dem Schlag, bewacht von acht Soldaten und einem Lakaien, der die Arme vor der Brust verschränkt hatte. Das Tor schwang auf, und der schwedische Statthalter trat heraus, begleitet von Belsenius, der zerknirscht die Hände rang, als habe er erklären müssen, weshalb die Unholdin noch nicht abgeurteilt war. Sparre eilte zur Kutsche und hielt dabei seinen Hut fest, denn mit der abendlichen Kälte waren Schnee und ein heftiger Wind aufgekommen. Der Lakai riss den Schlag auf, doch Sparre blieb stehen.

«Ah, Meister Hartenberg», sagte er freundlich in tadellosem Deutsch und zog den Hut. «Der König hat mich beauftragt, einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Sie wird *die* zukünftige schwedische Bastion auf deutschem Boden werden. Die maroden Befestigungsanlagen werden ihm gar nicht gefallen, aber mit derlei Dingen will ich Euch nicht aufhalten, seid Ihr doch im Auftrag des Gerichts unterwegs. Wie seid Ihr mit Eurer Werkstatt zufrieden? Der Künstler – wie heißt er gleich, Scherer? –, geht er Euch friedlich zur Hand?»

«Das weiß ich noch nicht», antwortete Thomas. Sparre hob eine Braue.

«Zufrieden klingt Ihr nicht.»

«Nun, dem Scherer ist auf demütigendste Art und Weise beigebracht worden, mir zu dienen. Was daraus wird, muss sich erst zeigen.»

Sparre machte eine wegwerfende Handbewegung und deutete dann auf das Bild unter dem Arm des Büttels. «Das Gemälde der Angeklagten? Ist es wirklich Hexenwerk? Zeigt her.»

Der Büttel wollte es hervorziehen, doch Thomas schüttelte den Kopf. «Nicht im Freien, das könnte der Leinwand schaden.»

«Und wenn schon», schnaufte der Schwede. «Glaubt Ihr denn, sie wird es vollenden? Darf ich wenigstens sehen, was Ihr da in Eurem Bündel habt? Oder ist das auch zu empfindlich?»

Thomas hob das Bündel vorsichtig an. «Das ist der Beweis für Henrietta Günteleins Unschuld.»

Belsenius trat einen Schritt vor. «Das Bündel da soll etwas enthalten, das schwerer wiegt als ein mögliches Geständnis nach einer Tortur?»

Sparre blickte ihn widerwillig an. «In meiner Heimat erzählt man sich, dass die Menschen hier hinter allem etwas Böses vermuten. Ihr scheint das zu bestätigen, Richter Belsenius. Das Heilige Römische Reich ist geplagt von Kämpfen, schlechten Ernten, elender Miswirtschaft. Gerne werden Unholde dafür verantwortlich gemacht, und bei Gott, sie sind es sicher auch häufig. Aber werden der Frau Krankheiten anderer Leute vorgeworfen? Oder dass jemand aus ihrer Nachbarschaft am Bettelstab gehen muss?»

«Das nicht, aber einen schlechten Ruf hat sie. Ist es nicht seltsam, dass sie noch immer unverheiratet ist? Eine Jungfer in diesem Alter, fast in der Mitte des dritten Lebensjahrzehnts, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Hexenwerk darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen.»

«Oh, seid versichert, auch in Schweden gibt es Hexen, und wir gehen nicht nachlässig mit ihnen um. Aber wir sind uns immerhin bewusst, dass wir uns auch an Unschuldigen versündigen könnten, wenn ein Fall nicht ausreichend geprüft wird.»

«Die Werkstatt», sagte Belsenius, «wurde gründlich untersucht. Abgesehen davon ist mir noch keine Angeklagte untergekommen, die sich als unschuldig erwiesen hat.»

Thomas händigte dem Richter das Bündel aus. «Dieser Beweis war nur zu finden, wenn man wusste, wonach man zu suchen hatte.» Er wollte, dass Belsenius es an Ort und Stelle öffnete, nun, da Sparre zugegen war. Der Richter warf dem Schweden einen vorsichtigen Blick zu, zweifellos wäre er jetzt gern wieder im Turm verschwunden, aber die Neugier des Schweden zwang ihn, das Bündel sofort zu öffnen.

Belsenius schlug den Stoff zurück. Zum Vorschein kam ein rissiger Tonklumpen, an dem dunkle Schlieren klebten, als habe jemand mit Farbe an den Fingern daran herumgeknetet.

«Ton? Lehm? Dreck? Was soll denn das sein?», brummte Sparre.

«In der Tat, Ton.» Belsenius beugte sich vorsichtig vor, als wolle er daran schnuppern. «Geformt zu was?»

«Zu einem Dämon», sagte Thomas.

«Ach! Ist das etwa kein Hexenwerk?», fauchte Belsenius. «Glaubt Ihr, das könne sie entlasten? Nur eine Hexe würde so etwas formen. Und wenn es nun zum Leben erwacht?» Er streckte die Hände aus. «Tut das Ding weg!»

Thomas nahm den Klumpen entgegen. Es war gut, dass Sparre gesehen hatte, wie der Richter reagierte. Der Statthalter nickte.

«Lasst uns hineingehen. Ich will mir diesen Dämon genauer ansehen.»

Nur mit Mühe vermochte Thomas ein Lächeln des Triumphs zu unterdrücken. «Das Licht einer Lampe wird genügen, damit Ihr versteht.»